Laila Lalami
Das Dream Hotel

Laila Lalami

Das Dream Hotel

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Michaela Grabinger

KEIN & ABER

Ebenfalls von Laila Lalami:
Die Anderen
Der verbotene Bericht

Für A. und S.,
die zehn Jahre gewartet haben

Du bist ein guter Mensch; wenn du eine Katastrophe aufhalten könntest, würdest du es wahrscheinlich tun. Bei jeder Schlagzeile über den Mord an einer Frau stellst du dir sofort die Frage, warum nie jemand eingeschritten ist – obwohl sie Platzwunden und blaue Flecke hatte und sich ärztlich behandeln ließ, obwohl ihr Freund sich wiederholt über das gerichtliche Kontaktverbot hinweggesetzt hat und trotz der alarmierenden Nachrichten, die er ihr schickte und in denen er in allen Details beschrieb, was er plante. Wenn im Park eine Kinderleiche gefunden wird, fragst du dich laut, ob denn niemand jemals den cholerischen alkoholkranken Vater bemerkt hat, den Sportlehrer, der sich in den Duschen herumtrieb, den seltsamen Typ, der auf der Bank am Spielplatzrand saß und gaffte. Stell dir die Frauen vor. Die Kinder. Was, wenn du sie vor solchen Monstern retten könntest? Du musst dafür nicht einmal etwas tun. Du hast längst die allgemeinen Geschäftsbedingungen akzeptiert.

1

Der Traum weicht der Wirklichkeit – oder umgekehrt. Sie befreit sich aus dem verhedderten Laken und stolpert in den Gang. Wartet barfuß auf dem nackten Boden, bis das Klingeln aufhört. Regungslos, mit durchgedrückten Beinen, steht sie da, den Blick auf einen Punkt in mittlerer Distanz gerichtet. Wenn sie im Madison etwas gelernt hat, dann, dass Wohlverhalten im Körper beginnt. Der Trick besteht darin, jedes Aufflackern von Persönlichkeit, jeden Hinweis auf Anderssein zu verbergen. Aus weißen Kuppeln an der Decke sehen die Kameras zu.

Weitere Frauen stellen sich neben ihr auf, reiben sich den Schlaf aus den Augen, blinzeln unter den verchromten Leuchten, die noch von 1939 stammen, als das Madison eine Grundschule war, die jeden Herbst bis zu vierhundert Kinder aufnahm. Damals gab es in dem Städtchen Ellis eine Fabrik, die landwirtschaftliche Geräte produzierte, ein Kino, eine stets gut besuchte Billardhalle, zwei einfache Hotels sowie natürliche heiße Quellen, die noch aus dem hundertfünfzig Kilometer entfernten Los Angeles Touristen anzogen. Ein Jahrhundert später hatte die Fabrik dichtgemacht, und die Quellen waren versiegt. Das Schulgebäude hatte leer gestanden, und an den Wänden hatte der Schimmel gewuchert. Schließlich hatte der Stadtrat den Bau an Safe-X verkauft. Weil es hinsichtlich der

Sanierung bestimmte rechtliche Auflagen gab, mussten die neuen Eigentümer zwar die originalen Leuchten und alle Metallteile erhalten, aber die Tafeln warfen sie weg, nahmen die Karten der Bundesstaaten und die ABC-Schaubilder von den Wänden, ließen das Mobiliar versteigern und verwandelten das Obergeschoss in einen Gefängnistrakt.

Als man sie an ihrem ersten Tag zu ihrer Pritsche in 208 brachte, wurde ihr vom Gestank des Bodenputzmittels übel. Sie zog und zerrte am Fenster, dass die Knöchel weiß anliefen, und begriff erst nach einiger Zeit, dass es zugeschweißt war. Inzwischen stört sie der künstliche Kiefernduft nicht mehr so sehr. Das Leben mit fremden Menschen in kahlen Räumen, ihre Nähe in der offenen Gemeinschaftsdusche und in der Schlange vor den KommKabs, den Kommunikationskabinen, hat sie gegen eher intime Gerüche empfindlich gemacht. Die Creme, die ihre Zimmergenossin wegen des Ausschlags verwendet, den sie im Knast bekommen hat, riecht sie aus eineinhalb Metern Entfernung.

Wenn eine Frau das Madison als Knast bezeichnet, werden die Aufseher sauer. Wir sind ein Einbehaltungszentrum, sagen sie, kein Gefängnis, keine Vollzugsanstalt. Man hat Sie nicht verurteilt, Sie sitzen hier keine Haftstrafe ab. Sie werden nur bis zum Abschluss Ihrer forensischen Beobachtung einbehalten. Und wie lange noch?, fragt immer irgendeine. Kommt darauf an, sagen die Aufseher. Manche Einbehaltene bleiben nur drei Wochen, manche müssen etwas länger warten. Die Aufseher bezeichnen die Frauen niemals als Häftlinge. Sie nennen sie

Einbehaltene, Bewohnerinnen, Registrierte, hin und wieder auch *Programmteilnehmerinnen*.

Um sieben Minuten nach sechs taucht Hinton auf. Offenbar war viel Verkehr auf dem Highway, oder das Sicherheitsbriefing hat sich in die Länge gezogen. Seine Haare sind frisch geschnitten, was seine hohen Wangenknochen und die leuchtenden, hungrigen Augen zur Geltung bringt. Seine feinen Züge sind durch eine Brandnarbe verunziert, die unten am Hals, knapp über dem steifen Uniformkragen, verläuft. Diese Narbe ist im Madison oft Gesprächsthema. Die einen sagen, sie stamme vom großen Tujunga-Feuer, bei dem sein Haus bis auf die Grundmauern abgebrannt ist und sein Hund, angeblich ein Deutscher Schäferhund, umkam. Andere halten die Narbe für alt, für das Überbleibsel eines Unfalls in Hintons Jugendzeit, eines Missgeschicks mit einem Feuerwerkskörper oder einer Prügelei am Lagerfeuer. Aber wer weiß das schon. Jedenfalls verleiht sie ihm ein gewisses Etwas. Sie bewahrt sein Äußeres vor nichtssagender Perfektion.

Er geht in aller Ruhe durch den Gang. Vor 202 weist er zwei Einbehaltene zurecht, weil ein Handtuch auf dem Boden liegt. Dass es wahrscheinlich vom Haken gefallen ist, spielt keine Rolle; die Frauen müssen in ihrer Unterkunft Ordnung halten. In 205 gibt es ein anderes Problem, einen überquellenden Papierkorb. Doch erst in 207 zahlt sich seine Wachsamkeit wirklich aus. Er findet unter einer Decke ein batteriebetriebenes Nachtlicht, kleiner als ein Fingernagel. Nach zweiundzwanzig Uhr wach zu sein, ist gegen die Vorschriften, das wissen alle. »Einfach unglaublich«, sagt er und stößt in gespielter Bewunderung

einen Pfiff aus. Dann zieht er seinen Tekmerion aus der Brusttasche und tippt auf das Display, um eine Meldung zu machen. »Sie versuchen ja nicht mal, Ihren Wert zu verringern.«

Noch zwei Schritte, dann hat er 208 erreicht. Sie riecht schon die Instant-Ramen, die er mit heißem Wasser aus dem Hahn zubereitet und vor Beginn seiner Schicht am Schreibtisch schlürfend und schmatzend gegessen hat. Weiß er, dass sie sich so viele Gedanken über ihn machen? Interessiert ihn das überhaupt? Vielleicht tratscht ja auch er über die Frauen, beim Mittagessen mit den anderen Aufsehern oder wenn nach einer langen Schicht in der Umkleide gelästert wird. Eines ist sicher: Hinton ist stolz auf seine Arbeit, er führt den morgendlichen Geräte-Check lieber selbst durch, als ihn an einen untergeordneten Aufseher zu delegieren. Und er hat es dabei nie eilig, auch wenn die Frauen im Gang vor Kälte bibbern.

Und wenn er noch so lange braucht, bis er bei ihr ist – sie senkt nie den Kopf, damit er leichter hinter ihr Ohr greifen kann. Das ist zwar nur eine Kleinigkeit, aber ihre einzige Chance, Widerstand zu demonstrieren. Er richtet den Scanner auf ihren Hinterkopf, und der Scanner zeigt mit einem Piepston an, dass die Neuroprothese an der Einbehaltenen M-7493002 [Benutzername Sara T. Hussein] nicht über Nacht manipuliert worden ist.

Sie will sich gerade umdrehen, da fragt er sie: »Was ist los?« Er sieht ihr in die Augen, ohne zu blinzeln. »Sie wirken heute ziemlich neben der Spur.«

Woran erkennt er das? Aber auch den Mund zu halten hat Sara im Madison gelernt. Jede Erwiderung, und sei sie

noch so nichtssagend, könnte gegen sie verwendet werden. Sie hofft, dass in ihrer Miene nichts zu lesen ist, und wartet, bis er zu ihrer Zimmergenossin geht.

Jetzt kann der Tag beginnen.

Ein kühler Morgen im Oktober, der Tag, an dem sie achtunddreißig wird.

Den Blick auf den kleinen Spiegel über dem Waschbecken gerichtet, steckt Sara ihr Haar zu einem festen Dutt zusammen. Emily hat schon ihre Schuhe an; sie ist für den Küchendienst eingeteilt und muss dort sein, bevor die Frühstücksklingel ertönt. Die Frauen, die schon länger im Madison sind, wissen die Routine zu schätzen, während sich die Neuen nach dem Geräte-Check meistens gleich wieder hinlegen. Sie leugnen ihre Situation noch, gehen alles, was mit ihnen geschehen ist, immer wieder bis in die kleinsten Einzelheiten durch, weil sie glauben, sie könnten den einen Moment erkennen, in dem sich die Berechnungen des Algorithmus gegen sie gekehrt haben. Sie drehen das Gesicht zur Wand oder starren an die Decke, ohne auf die Schritte im Gang oder das Dröhnen eines Laubbläsers draußen vor dem Gebäude zu reagieren. Abends verlassen sie ihre Zimmer, essen schnell etwas und kehren zu ihrer stillen Meditation zurück. Ans Madison gewöhnt man sich nur langsam – nicht nur an das Zentrum, auch an die Idee, die dahintersteht.

Da ist zunächst das veränderte Zeitgefühl. Ein Tag verläuft wie der andere, und die Gleichförmigkeit steigert die Angst der Frauen, bringt sie zu Entscheidungen, die ihnen

schaden. Sie weigern sich zum Beispiel, ihren psychischen Zustand beurteilen zu lassen oder eine Urinprobe abzugeben; manche liefern sich heftige Diskussionen mit dem Aufsichtspersonal. Aber auch die seltenen Tage, an denen die Monotonie unterbrochen wird, sind alles andere als einfach: Ein Anruf von einem Verwandten oder ein Anwaltsbesuch kann sowohl tröstlich sein als auch in tiefe Verzweiflung stürzen. So stellt beides, Gleichförmigkeit und Aufregung, eine jeweils eigene Belastung dar. Sara misst die Zeit nicht nach Tagen oder Stunden, sondern nach bestimmten Ereignissen.

Den ersten Schritten.

Guck-guck spielen.

Das Wort »Mama« sagen.

Und jetzt ihr Geburtstag.

Sie wäscht sich, lässt den Blick durchs Zimmer wandern und kontrolliert, ob alles den Regeln entsprechend weggeräumt ist. Auf dem Wandbord steht in einem Plastikrahmen, den sie im Laden des Zentrums gekauft hat, ein Foto von ihren Kindern in ihren Hochstühlen. Mona lächelt in die Kamera, Mohsin starrt die Bananenscheiben auf seinem Teller an, über denen seine Finger in der Luft verharren. Das Foto ist zwar längst nicht mehr aktuell, aber Sara gefällt es so sehr, wie ihre Zwillinge schauen, dass sie es nie gegen ein neueres Bild ausgetauscht hat. Neben dem Rahmen liegen ein Stapel Briefe, ein Buch mit Erzählungen von Jorge Luis Borges aus der Bibliothek und ihr Notizbuch.

Sie hat dem Reiz des Notizbuchs widerstanden, solange sie konnte. Sie hielt es für eine Art Kapitulation,

wenn sie über ihr Leben im Madison schreiben würde – als würde sie damit stillschweigend anerkennen, dass ihre Einbehaltung kein Irrtum wäre, der mit entsprechenden Nachweisen sofort korrigiert werden könnte, sondern das Resultat begründeter Verdachtsmomente des AfR ihr gegenüber. Außerdem hat sie natürlich befürchtet, dass Behördenmitarbeiter, denen es nur um die Daten, nicht um die Wahrheit ging, ihr alles Geschriebene zur Last legen könnten. Tag für Tag lag sie auf ihrer Pritsche und grübelte, wie sie im Madison hatte landen können und wie sich beweisen ließe, dass sie mit den Gewalttaten, die sie angeblich plante, nichts zu tun hatte.

Eines Tages aber hatte sie es satt, an leere Wände zu starren, und ihre alten Gewohnheiten setzten sich durch. Sie hat Geschichte des postkolonialen Afrika mit Schwerpunkt auf Unabhängigkeitsbewegungen und Grenzkonzepte studiert, doch abgesehen von drei Jahren Lehrtätigkeit an der Cal State – der California State University von Los Angeles – nie als Historikerin gearbeitet. Den größten Teil ihres Berufslebens hat sie mit digitaler Archivierungsarbeit verbracht, einem Job, in dem sie keine Lehrveranstaltungen vorbereiten muss, die Möglichkeit hat, über Themen zu schreiben, die sie interessieren, und der ihr eine Krankenversicherung einbringt. Bisher zumindest.

Während sie auf die Frühstücksklingel wartet, schreibt sie ihre Träume mit allen Details, die ihr noch in Erinnerung sind, in das Notizbuch. In dem Traum von letzter Nacht hat sie sich beim Frühstück durch ihren Printastic-Feed gescrollt, bis sie auf ein Foto von 1954 stieß, das marokkanische Unabhängigkeitskämpfer zeigte, die

fälschlicherweise als Rekruten der französischen Armee bezeichnet wurden. Ein peinlicher Fehler, der nicht mal einem Erstsemester in Afrikanischer Geschichte unterlaufen würde. Gleich darauf entdeckte sie zu ihrem größten Schrecken, dass das Foto von ihrem Account aus gepostet worden war. Es waren schon Unmengen von Kommentaren zu lesen, in denen sie wegen des Schnitzers verspottet und bloßgestellt wurde. Aber sooft sie im Traum auch auf *Löschen* tippte, das Foto blieb in ihrem Feed, und schon kamen neue Nachrichten, *ping*, *ping*, *ping*, der schrille Ton ihrer Schande. Das Foto ließ sich nur löschen, indem sie es aus dem Zentralrechner entfernte, der sich in einem Bunker unter dem Gebäude befand. Vor ihr erschien eine Treppe. Auf dem Weg in den Keller nahm sie immer zwei Stufen auf einmal und berührte kaum das Geländer. Plötzlich zerfloss die Treppe und wurde zu Treibsand, in dem Saras Füße versanken.

Wieder ein Traum, in dem sie gedemütigt wird. Beim Aufschreiben wird ihr bewusst, dass nicht der Moment der öffentlichen Blamage das Schlimmste war, sondern das Schweigen der Leute, von denen sie Beistand erwartet hatte. Das Gefühl, beschmutzt zu sein und ausgestoßen zu werden, tut weh. Es erinnert sie an ihre ersten Tage im Einbehaltungszentrum Madison, als sie fest damit gerechnet hat, dass ihre Freundin Myra, mit der sie früher an den Wochenenden oft im Will Rogers State Park gewandert ist, ihr beistehen würde. Auf dem gesamten Weg bis hinauf zum Inspiration Point hat Myra jedes Mal erzählt, wie sehr der Mann, mit dem sie gerade zusammen war, sie anwiderte, und dass sie nach Frankreich gehen werde, sobald

sie ein Gebärfähigenvisum für das Land erhalte. Oben am Aussichtspunkt fiel sie angesichts des in der Sonne glänzenden Pazifik allerdings immer in träumerisches Schweigen. Und beim Abstieg erklärte sie, warum sie die Menschen, die sie liebe – Sara zum Beispiel –, niemals verlassen könne. Es war schön zu wissen, dass ihr die Freundschaft zu Sara so wichtig war. Seit Sara im Madison ist, hat allerdings nur ihre Familie Kontakt zu ihr. Alle anderen befürchten, dass sich ihr Risikowert verschlechtert, wenn sie mit ihr in Verbindung gebracht werden.

Sie geht ans Fenster. Wenn sie den Hals in einem bestimmten Winkel reckt und die Augen mit beiden Händen gegen das Licht der Deckenleuchte beschattet, sieht sie ein Stück Straße und dahinter einen Berg. Nicht besonders imposant, eigentlich eher ein Hügel, aber er ist mit Kreosotbüschen und gelb blühenden Enceliasträuchern bewachsen, die beim leisesten Lüftchen erzittern. An diesem Morgen ist der Himmel bewölkt. Ein Amselschwarm bringt sich in Formation, bricht sie wieder auf und verschwindet aus Saras Blickfeld. Wie Hinton ist auch die alte Frau heute ein bisschen spät dran. Sie trottet beladen mit Körben, Hüten und Matten aus Stroh zur Bushaltestelle, und ihre langen Glasperlenohrringe schwingen bei jedem Schritt. Sara hält die alte Frau für eine Künstlerin, die dreimal pro Woche die Werkstatt verlässt, um ihre handgefertigten Sachen auf den Bauernmärkten der Gegend zu verkaufen.

Der Bus kommt und hält mit quietschenden Bremsen an. Die alte Frau steigt ein, scannt ihr Gesicht und verstaut ihre Sachen auf der Gepäckablage. Der Fahrer wartet und

sieht im Rückspiegel zu, wie sie sich in den Vorrechtsbereich auf der Seite des Busses setzt, die dem Madison zugewandt ist. Ob sie Sara aus dieser Distanz sehen kann? Unmöglich zu sagen. Doch Sara stellt sich die alte Frau gern als ihre Freundin vor, als eine nette Freundin, die mehrmals pro Woche nach ihr sieht.

Sie wartet, bis der Bus aus ihrem Blickfeld verschwunden ist und draußen wieder Ruhe herrscht. Stille Momente sind im Madison selten, und sie zieht diesen so sehr in die Länge, wie sie nur kann. Doch als die Frühstücksklingel ertönt, ist er vorbei.

Sie geht die Treppe hinunter und biegt um eine Ecke, die durch das Zyklopenauge eines runden Fensters erhellt wird. Die Architekten der Madison School wollten einen modernen Bau: Sie gaben ihm ein Flachdach, Geländer aus Stahlrohr und geschwungene Formen mit einem Anklang an die Ozeandampfer, die früher in Rekordgeschwindigkeit den Atlantik durchpflügten. Die Wände sollten glatt und weiß sein, die Fensterrahmen meerblau. Die Weltwirtschaftskrise, der Dust Bowl, die aufgrund beider Ereignisse errichteten Armensiedlungen – das war Vergangenheit. Die Zukunft stand im Zeichen von Fortschritt und Wissenschaft.

Auf dem Weg in die Kantine kommt sie an dem Wandgemälde neben dem Aula-Eingang vorbei, das die Arbeitsbeschaffungsbehörde damals finanziert hat. Weil es außer diesem Gemälde im ganzen Gebäude kein einziges Kunstwerk gibt, ist es nicht ungewöhnlich, dass ein, zwei

Einbehaltene davorstehen und es betrachten. Es wurde von Wictor Arnautow gemalt und zeigt eine Farm-Szene in den 1930er Jahren: Landarbeiter mit Hüten knien zwischen Ackerfurchen und ernten Kopfsalat, während im Hintergrund ein Aufseher in blauer Latzhose an einem rostigen weißen Lastwagen lehnt. Die Farben wirken erstaunlich frisch, weil kein direktes Licht auf das Bild fällt. Immer wenn Sara vor dem Gemälde steht, und sei es noch so kurz, fühlt sie sich in die Zeit vor hundert Jahren versetzt. Und jedes Mal erschrickt sie ein bisschen, wenn sie danach in den nächsten Gang einbiegt, in dessen eine Wand auf ganzer Länge helle Computerbildschirme mit den Arbeitszuweisungen eingelassen sind.

Dienstags und donnerstags ist in der Kantine am meisten los; dann gibt es zum Frühstück Bratkartoffeln und Rührei. Heute ist Montag, die Schlange ist kurz. Nachdem das Gesichtserkennungssystem sie identifiziert hat, nimmt sich Sara ein Tablett. Der Haferbrei – oder das, was sich hier Haferbrei nennt – blubbert in einem riesigen Kochtopf mit dem eingestanzten Logo von MealSecure. Emily schöpft etwas von der gräulichen Pampe in eine Mulde von Saras Tablett und beendet die Prozedur mit einem resoluten Schlag auf die Kante. Dann legt sie eine Scheibe aus einem Korb mit noch halb gefrorenem Toast und einen Becher Obstsalat aus dem Haufen am anderen Ende der Theke dazu. »Nur für die Frühaufsteher«, sagt sie und reibt sich mit dem Innenarm den Hautausschlag in ihrem Gesicht. Egal welche Creme aus dem Laden sie ausprobiert – immer verschwindet der Ausschlag, kehrt aber nach ein paar Tagen zurück.

»Da habe ich ja richtig Glück!« Sara trägt ihr Essen zu einem freien Tisch unter den Fenstern. Der Haferbrei ist grobkörnig. Um ihn hinunterwürgen zu können, muss sie eine Erinnerung zu Hilfe rufen: fluffige Beghrir, ein Schälchen mit Lavendelhonig und eine Kanne Minztee – das Pfannkuchen-Frühstück, das ihre Mutter immer für sie zubereitet hat, wenn sie ein bisschen Aufheiterung brauchte.

Die Wanduhr zeigt 6:33 an. Auch mit zwei Arbeitsschichten erscheint der bevorstehende Tag unfassbar lang. Nur die Aussicht auf eine Karte von Elias und den Zwillingen lässt sie durchhalten. Es dürfen ihr zwar ausschließlich Sachen aus einem der beiden von Safe-X zugelassenen Webshops geschickt werden, doch bei Kinderzeichnungen machen sie eine Ausnahme, und Sara hofft, ein paar Bilder zu bekommen. Die Kritzeleien der Zwillinge stellen zwar noch nichts dar, aber sie glaubt, dass sich darin etwas von den Persönlichkeiten der Kinder zeigt, etwas, das Fotos nicht einfangen können.

Wo Toya wohl bleibt, denkt sie, stützt sich auf die Ellbogen und sucht mit gerecktem Hals noch einmal die Kantine ab, für den Fall, dass sie ihre Freundin übersehen hat. Ungefähr fünfzig Frauen nehmen gerade ihr Frühstück ein; die meisten sind schon lang genug da, um gegen das Essen abgehärtet zu sein, oder sie haben nicht genug Geld auf dem Konto, um sich im Laden Snacks zu kaufen. Toya ist nirgends zu sehen. Dafür erscheinen Lucy und Marcela mit ihren Kantinentabletts, ihrem verkniffenen Lächeln, ihrem belanglosen Geschwätz.

Marcela macht sich über ihren Haferbrei her und be-

richtet von einem Neuzugang. »Gegen Mitternacht ist sie angekommen.«

Lucy reißt die Augen auf. »Da warst du noch wach?«

»Auf dem Weg zum Klo«, erwidert Marcela und hebt zur Rechtfertigung eine Hand.

Nachts wird selten jemand eingeliefert, denkt Sara. Normalerweise erfolgt die Aufnahme tagsüber, wenn das reguläre Aufnahmepersonal Dienst hat. Die neuen Frauen werden medizinisch untersucht, man erfasst ihre Fingerabdrücke, entnimmt eine DNA-Probe und beschafft weitere biometrische Daten, sofern sie nicht schon in der Akte stehen. Dann werden die Vorschriften erklärt. Keine Handys oder Smart-Geräte. Rauchen verboten. Kein Lärm. Kein Herumstehen in den Gängen. Keine überflüssigen privaten Gegenstände – das sind alle Objekte, die das Zimmer einer Einbehaltenen unordentlich erscheinen lassen können. (Wie ordentlich oder unordentlich ein Zimmer ist, liegt im Ermessen der Aufseher.) Künstlerbedarf nur mit Genehmigung. Keine Ausweisdokumente, keine Kreditkarten, kein Bargeld. Kein Schmuck. Ausnahme: ein schlichter Ehering. Das T-Shirt hat jederzeit in der Hose zu stecken. Verschmutzte Uniformen müssen rechtzeitig zum Waschen abgegeben werden. Und so weiter.

Das Video mit den Vorschriften, das sich jeder Neuzugang ansehen muss, dauert zwei Stunden. Danach bekommt man ein Handbuch, das alle Regeln enthält. Da Unwissen nicht vor Strafe schützt, wird den Einbehaltenen während der Einweisung empfohlen, das Handbuch von der ersten bis zur letzten Seite zu lesen. Wer gegen die Vorschriften verstößt, wird aufgeschrieben, aufgeschrie-

ben zu werden erhöht den Risikowert, ein erhöhter Risikowert verlängert die Einbehaltung.

»Und wo ist die Neue jetzt?« Sara lässt den Blick durch die Kantine schweifen.

»Keine Ahnung.«

»Bist du sicher, dass du das nicht geträumt hast?«

Marcela wischt sich mit der Hand übers Gesicht, das noch feucht vom Duschen ist. Sie hat ein Tattoo, das sich vom Ellbogen bis zum Handgelenk zieht – SHARP JELLO, der Name ihrer Band, in verlaufendem Orange. »Wird sich zeigen.«

Lucy verputzt ihren restlichen Obstsalat und fängt noch den letzten Tropfen Saft vom Boden des Plastikbehälters auf. »Heute hätten sie uns ruhig mehr geben können. Ist schließlich Feiertag.«

»Welcher Feiertag?«, fragt Marcela.

»Columbus Day.«

»Ach, der ist heute? Tja, das dürfte denen ziemlich egal sein.«

»Kein Mensch sagt mehr ›Columbus Day‹. Das heißt jetzt ›Tag der indigenen Bevölkerungen‹.«

»Ich sage weiter ›Columbus Day‹. Mann, bin ich hungrig!«

Nach kurzem Zögern gibt Marcela Lucy ihren Obstsalat. Die beiden sind ein ungleiches Paar, sie haben so gut wie nichts miteinander gemein. Marcela ist Mitte zwanzig, Lucy Ende fünfzig. Die eine ist Gitarristin in einer Indie-Band aus Bell Gardens, die andere Buchhalterin in einer Immobilienfirma in Sherman Oaks. Doch seit sie sich ein Zimmer teilen, sind sie miteinander verbündet, und Ver-

bündete gibt es nicht viele im Madison. Es ist durchaus schon zu Meinungsverschiedenheiten und sogar Prügeleien zwischen Einbehaltenen gekommen, deren Beobachtungszeit daraufhin verlängert wurde.

»Dank dir, Kleine«, sagt Lucy und zieht die Abdeckfolie behutsam vom Behälter, damit ja kein Tropfen Saft verloren geht. Ihr Gesicht ist breiter geworden und ihr Haar mangels Friseurbesuchen grau. Sie erinnert mittlerweile an eine in die Jahre gekommene Matriarchin mit zwei Ex-Männern und fünf ständig streitenden Kindern.

Endlich taucht die Neue auf. Die Frau, groß und mit sportlicher Figur, geht zielstrebig zur Essensausgabe. Weil sie so spät kommt, erhält sie keinen Obstsalat mehr, sondern nur Haferbrei und eine Scheibe Toast. Nachdem sie ihr Tablett entgegengenommen hat, sieht sie sich nach einem freien Stuhl um. Als sie den Tisch an der Fensterseite entdeckt, an dem die drei Frauen sitzen, rutscht Lucy ein Stück zur Seite, um Platz zu machen. Jeder Neuzugang ist eine hochwillkommene Abwechslung vom immer gleichen Tagesablauf. »Ich bin Lucy Everett«, sagt Lucy nach einer kurzen Pause. »Das hier ist Marcela DeLeón, und die Stille da heißt Sara Hussein. Und du?«

»Eisley Richardson«, antwortet die Neue. Sie klingt wie eine Talkshow-Moderatorin, spricht jede Silbe deutlich aus. Sie weiß noch nicht, dass man hier monoton flüstern, die eigene Stimme mit den Stimmen der anderen vermengen muss, damit nicht alles, was man sagt, sofort gehört wird. Beim ersten Löffel Haferbrei verzieht sie angewidert das Gesicht, findet sich aber damit ab und isst alles auf, als würde sie eine Anweisung befolgen.

»Das Essen ist mies, aber was uns nicht umbringt – du weißt schon.« Lucy hat viel Lebenszeit mit Kunden verbracht und hält sich für äußerst eloquent. »Und woher kommst du?«

»Los Angeles.«

»Kein Grund zu schreien. Warum bist du hier gelandet?«

Eisley schüttelt den Kopf. »Ich habe nichts getan.«

»Jetzt rede doch endlich mal leiser!«

»Ich habe nichts getan.« Diesmal sagt sie es flüsternd.

Lucy nickt. »Schon klar. Aber welche *künftige* Tat legen sie dir zur Last?«

»Fahrlässige Tötung im Straßenverkehr.«

»Und wie lange sollst du hierbleiben?«

»Einundzwanzig Tage.«

Marcela und Lucy werfen sich einen bedeutungsschweren Blick zu, sagen der neuen Frau aber nicht, dass die wenigsten nach Ablauf ihrer forensischen Beobachtung entlassen werden. Wem das passiert, der hat Glück, denkt Sara, denn diese Leute sind fast sofort danach wieder SAUBER, während die meisten Einbehaltenen als FRAGLICH gelten; sie konnten ihren Risikowert im Zeitraum von drei Wochen nicht ausreichend senken und werden mit einer Verlängerung belegt.

Als Sara den Blick hebt, sieht sie, dass Hinton ihren Tisch beobachtet, als wären die Neuroprothesen, die Temperatursensoren und die mit der Emotion-Tracking-Software von Guardian ausgestatteten Kameras nicht schon genug. Das System ist nie zufrieden mit den Daten, die es bereits erfasst hat. Es will immer mehr, sei es in neuen

Formaten, sei es aus neuen Quellen, zu denen auch menschliche Datensammler gehören. Sieht Hinton etwas, was den Kameras verborgen bleibt, meldet er es mithilfe seines Tekmerions. Je mehr Meldepunkte er hat, umso mehr Urlaub bekommt er.

»Wo haben sie dich reingesteckt?«, fragt Lucy die Neue.

»Zimmer 258.«

»Nein, in welchen Job?«

»Ich bin doch nur drei Wochen hier.«

Sara nimmt ihren Obstsalatbehälter und wischt mit der Hand den Staub vom Deckel. Auch sie hat sich nach ihrer Aufnahme im Madison geweigert, in den Trailern am Rand des Hofs zu arbeiten. Erst nach einiger Zeit begriff sie, dass der Algorithmus jede, die eine zugewiesene Arbeit ablehnt, als ARBEITSLOS bewertet. Arbeitslosigkeit ist im Madison ein negativer Verstärker des Risikowerts und verschlimmert damit jeden Regelverstoß beträchtlich. »Arbeite lieber«, flüstert sie in Eisleys Richtung und fügt nach einem Blick auf die Uhr über der Essensausgabe hinzu: »Wenn du dich gleich nach dem Frühstück eintragen lässt, schaffst du es noch in die heutige Schicht.«

Die Neue quittiert den unerbetenen Ratschlag mit einem bösen Blick und isst weiter, während Lucy sie ausfragt.

»Warum haben sie dich eigentlich nicht in der regulären Aufnahmezeit hergebracht?«

»Was machst du beruflich?«

»Was bedeutet das Tattoo an deinem Arm?«

Eisley reagiert auf jede Frage entweder mit einem Schulterzucken oder mit unverständlichem Grummeln.

Lucy kapiert einfach nicht, dass die Frauen kurz nach der Einlieferung alles wollen, nur nicht reden, und schon gar nicht mit anderen Einbehaltenen. Wenn Eisley in etwa so drauf ist wie ich, sagt sich Sara, durchlebt sie gerade die Phase des Nicht-wahrhaben-Wollens und hält ihre Einbehaltung für einen Irrtum, der sicherlich bald korrigiert werden wird. Sie braucht schlicht Zeit, um sich einzugewöhnen.

Schweigend beenden sie ihre Mahlzeit. Das grelle Licht, das durch die Fenster hereinströmt, fällt in spitzen Winkeln auf die Kantinentische. Draußen schneiden die Gärtner die Stauden zurück, rechen Laub und scheuchen die Krähen bei ihrer Suche nach Raupen auf. Das Einbehaltungszentrum erstreckt sich über einen ganzen Häuserblock in Ellis, wirkt aber von den am Haupteingang vorbeifahrenden Autos aus nicht wesentlich anders als vor der Renovierung. Selbst die Paloverde-Bäume an der Frontseite sind geblieben; sie verbergen Teile des Hauptgebäudes und tragen, vor allem wenn sie blühen, zu dessen Verschönerung bei. Es gibt keine Wachtürme, keine Stahltüren, keinen Stacheldraht. Doch sollte sich Sara weiter entfernen als bis zu dem Maschendrahtzaun, der den Hof umgibt, würde ihre Neuroprothese den Aufsehern ihren genauen Standort melden.

Bevor sie ins Madison kam, hat sie nie groß über Ortungssysteme nachgedacht; sie war zu sehr mit ihrem Leben beschäftigt. Um diese Zeit frühstückte sie mit den Zwillingen, dachte sich dabei alberne Lieder über Bananen und Blaubeeren aus und brachte die beiden später auf dem Weg zur Arbeit in die Tagesstätte. Elias saß in der

Stadtbahn, ging auf der Fahrt ins Klinikzentrum Los Angeles die Fälle des Tages durch, hatte seine Kopfhörer auf und hörte Musik. Nach dem merkwürdigen Virus, das sich im Jahr zuvor überall verbreitet hatte, ist der Bedarf an Sprachtherapie für Kinder enorm gestiegen, und Elias bekam wesentlich mehr zu tun. Trotzdem hat er sich vor Beginn der Therapiestunden immer bei ihr gemeldet, sie gefragt, wie es ihr geht oder ob er etwas fürs Abendessen besorgen soll. Sie hat ein normales Leben geführt. Um in dieses Leben zurückkehren zu können, muss sie ihr Verhalten verbessern, zeigen, dass sie in der Lage ist, die Regeln einzuhalten, zeigen, dass sie keine Kriminelle ist.

Sie trägt ihr Tablett zum Abräumwagen neben der Essensausgabe. Die Neue folgt ihr, stellt ihr Tablett in den Wagen, wirft den Löffel in den dafür vorgesehenen Behälter und meldet sich am Ausgang ab. Sie ist schon dabei, die Regeln zu lernen. Die Einbehaltenen haben zu essen, was sie bekommen, zu tun, was man ihnen sagt, zu schlafen, wenn das Licht ausgeht, aber sie gelten als FUB.

Frei, unter Beobachtung.